

Hinter uns hörten wir vom Friedhof die näher heransummende Trauergesellschaft. Mankus ließ seine Hand aus Leos Handschuh fallen, fand noch Zeit für ein Trinkgeld, gab mir einen Mankusblick und ging eilig, schon gehetzt auf das Taxi zu, das vor der Brenntaucher Post auf ihn wartete.

Noch sah ich der Staubwolke nach, die den schwindenden Mankus verhüllte, da hatte mich Mutter Truczinski schon wieder bei der Hand. Sie kam in Gruppen und Grüppchen. Schugger Leo sagte allen sein Beileid, machte die Trauergemeinde auf den schönen Tag aufmerksam, fragte jeden, ob er den Herrn gesehen, und erhielt wie üblich, kleinere, größere oder keine Trinkgelder. Matzerath und Jan Bronski bezahlten die Träger, den Totengräber, den Küster und Hochwürden Wiehmke, der sich von Schugger Leo verlegen seufzend die Hand küssen ließ und mit geküßter Hand der sich langsam zerstreuenden Trauergemeinde segnende Gesten nachstreckte.

Wir aber, meine Großmutter, ihr Bruder Vinzent, die Bronskis mit Kindern, Greff ohne Frau und Gretchen Scheffler nahmen Platz in zwei einfach bespannten Kastenwagen. Man fuhr uns an Goldkrug vorbei durch den Wald, über die nahe polnische Grenze nach Bissau-Abbau zum Leichenschmaus.

In einer Kühle lag Vinzent Bronskis Hof. Pappeln standen davor und sollten die Blitze ablenken. Sie hoben das Scheunentor aus den Angeln, legten es auf Holzbocke, breiteten Tischtücher drüber. Es kamen noch Leute aus der Nachbarschaft. Das Essen brauchte seine Zeit. Wir tafelten in der Scheuneneinfahrt. Gretchen Scheffler hielt mich auf dem Schoß. Fett war das Essen, dann süß, wieder fett, Kartoffelschnaps, Bier, eine Gans und ein Ferkel, Kuchen mit Wurst, Kürbis in Essig und Zucker, Rote Grütze mit saurer Sahne, gegen Abend etwas Wind durch die offene Scheune, Mäuse raschelten, auch die Bronskikinder, die mit den Gören der Nachbarschaft den Hof eroberten.

Mit den Petroleumlampen kamen die Skatkarten auf den Tisch. Der Kartoffelschnaps blieb. Auch gab es Eierlikör, selbstgemacht. Der machte lustig. Und Greff, der nicht trank, sang Lieder. Auch die Kartschuben sangen, und Matzerath gab als erster die Karten aus. Jan war der zweite Mann und der Vorarbeiter von der Ziegelei der dritte. Jetzt erst fiel mir auf, daß meine arme Mama fehlte. Bis in die Nacht hinein wurde gespielt, doch keinem der Männer gelang es, einen Herz Hand zu gewinnen. Als Jan Bronski einen Herz Hand ohne Matzerath sagen: » Agnes hätte das Spiel sicher gewonnen.«

Da glitt ich von Gretchen Schefflers Schoß, fand draußen meine Großmutter und ihren Bruder Vinzent. Sie saßen auf einer Wagendeichsel. Vinzent sprach halblaut die Sterne auf polnisch an. Meine Großmutter konnte nicht mehr weinen, ließ mich aber unter ihre Röcke.

Wer nimmt mich heut' unter die Röcke? Wer stellt mir das Tageslichter und das Lampenlicht ab? Wer gibt mir den Geruch jener gelblich zerfließenden, leicht ranzigen Butter, die meine Großmutter mir zur Kost, unter den Röcken stapelte, beherbergte, abgelagerte und mir einst zuteilte, damit sie mir anschlug, damit ich Geschmack fand.

Ich schlief ein unter den vier Röcken, war den Anfängen meiner armen Mama ganz nahe und hatte es ähnllich still, wenn auch nicht so atemlos wie sie in ihrem zum Fußende hin, verjüngten Kasten.

HERBERT TRUCZINSKIS RÜCKEN

Nichts kann eine Mutter ersetzen, sagt man. Schon bald nach Mamas Begräbnis sollte ich meine arme Mama vermissen lernen. Die Donnerstagsbesuche beim Sigismund Markus fielen aus, niemand brachte mich mehr zur weißen Berufsleitung der Schwester Inge, besonders die Sonnabende machten mir Mamas Tod schmerzhaft deutlich: Mama ging nicht mehr zur Beichte.

Es blieben mir also die Altstadt fern, die Praxis des Dr. Hollatz, die Herz-Jesu-Kirche. Die Lust an Kundgebungen hatte ich verloren. Wie sollte ich Passanten vor Schaufenstern verlocken können, wenn selbst der Beruf des Versuchers Oskar schal und reizlos geworden war? Es gab keine Mama mehr, die mich ins Stadttheater zum Weihnachtsmärchen, in den Zirkus Krone oder Busch mitgenommen hätte. Pünktlich allein, doch zugleich mürrisch, ging ich meinen Studien nach, ödete mich durch die gradlinigen Vorstadtstraßen zum Kleinhammerweg, besuchte das Gretchen Scheffler, das mir von Kdf-Reisen ins Land der Mitternachtsonne erzählte, während ich unentwegt Goethe mit Rasputin verglich, bei diesen Vergleichen nie ein Ende fand und mich dem strahlend düsteren Kreislauf zumeist durch historische Studien entzog. Ein Kampf um Rom, Kaisers Geschichte der Stadt Dänzig und Köhlers Flottenkalender, meine alten Standardwerke gaben mir ein weltumfassendes Halbwissen. So bin ich heute noch in der Lage, Ihnen genaue Angaben über Panzerstärke, Bestückung, Stapellauf, Fertigstellung, Mannschaftesoll aller Schiffe zu machen, die sich an der Seeschlacht im Skagerrak beteiligten, dort sanken oder beschädigt wurden.

Vierzehn war ich bald, liebte die Einsamkeit und ging viel spazieren. Meine Trommel ging mit, doch zeigte ich mich sparsam auf dem Blech, weil durch Mamas Abgang eine rechtzeitige Belieferung mit Blechtrummeln fraglich war und auch blieb.

War es im Herbst siebenunddreißig oder im Frühjahr achtunddreißig? Auf jeden Fall trippelte ich die Hindenburgallee hoch, in Richtung Stadt, befand mich etwa auf Höhe des Cafés Vierjahreszeiten, die Blätter fielen ab, oder es platzten die Knospen, auf jeden Fall tat sich etwas in der Natur, da traf ich meinen Freund und Mei-

ster Bebra, der in direkter Linie vom Prinzen Eugen, also von Ludwig dem Vierzehnten abstammte.

Drei Jahre lang hatten wir uns nicht gesehen und erkannten uns dennoch auf zwanzig Schritte. Er war nicht alleine, an seinem Arm hielt sich zierlich, südländisch, vielleicht zwei Zentimeter kleiner als Bebra, drei Finger breit größer als ich, eine Schönheit, die er mir bei der Vorstellung als Roswitha Raguna, die berühmteste Sonnambule Italiens, bekannt machte.

Bebra bat mich zu einer Tasse Mokka ins Café Vierjahreszeiten. Wir setzten uns ins Aquarium und die Kaffeetanten zischelten: »Guck ma die Liliputaner, Lisbeth, hasse die gesehn? Ob die im Krone auftreten? Da müssen wä hingehen womöglich.« Bebra lächelte mich an und zeigte tausend feine, kaum sichtbare Fältchen.

Der Kellner, der uns den Mokka brachte, war sehr groß. Als Frau Roswitha bei ihm ein Törtchen bestellte, blickte sie an dem Befrachten wie an einem Turm hoch.

Bebra beobachtete mich: »Es scheint ihm nicht gut zu gehen, unserm Glastöter. Wo fehlt es, mein Freund? Will das Glas nicht mehr oder mangelt's an Stimme?«

Jung und ungestüm wie ich war, wollte Oskar sofort ein Probchen seiner noch immer unverwelkten Kunst geben. Suchend blickte ich mich um, fixierte schon die große Glasfläche vor den Zierfischen und Unterwasserpflanzen des Aquariums, da sprach Bebra, bevor ich sang: »Nicht doch, mein Freund! Wir glauben Ihnen auch so. Keine Zerstörungen bitte, Überschwemmungen, kein Fischsterben!«

Beschämt entschuldigte ich mich vor allen Dingen bei Signora Roswitha, die einen Miniaturfächer hervorgezogen hatte und aufgeregt Wind machte.

»Meine Mäma ist gestorben«, versuchte ich mich zu erklären. »Das hätte sie nicht tun dürfen. Ich nehme ihr das übel. Da reden die Leute immer! Eine Mutter merkt alles, fühlt alles, eine Mutter verzehrt alles. Muttertagsprüche sind das! Einen Gnom hat sie in mir gesehen. Abgetan hätte sie den Gnom, wenn sie nur gekonnt hätte. Könnte mich aber nicht abtun weil Kinder, selbst Gnome, in den Papieren vermerkt sind und nicht einfach abgetan werden können. Auch weil ich ihr Gnom war, weil sie, wenn sie mich abgetan hätte, sich selbst abgetan und verhindert hätte. Entweder ich oder der Gnom, hat sie sich gefragt, hat dann mit sich Schluss gemacht, hat nur noch Fisch gegessen und nicht mal frischen Fisch, hat ihre Liebhaber verabschiedet und jetzt, da sie auf Brenntau liegt, sagen alle, die Liebhaber und die Kunden im Geschäft: Der Gnom hat sie ins Grab getrommelt. Wegen Oskarchen wollte sie nicht mehr weiterleben, er hat sie umgebracht!«

Ich übertrieb reichlich, wollte womöglich Signora Roswitha beeindrucken. Es gaben schließlich die meisten Leute Matzerath und be-

sonders Jan Bronski die Schuld an Mamas Tod. Bebra durchschaute mich.

»Sie übertreiben, mein Bester. Aus purer Eifersucht grollen Sie Ihrer toten Mama. Weil sie nicht Ihre Weggen, vielmehr der anstrengenden Liebhaber wegen ins Grab ging, fühlen Sie sich zurückgesetzt. Böse und eitel sind Sie, wie es sich nun einmal für ein Genie gehört!«

Dann, nach einem Seufzer und seitlichen Blick auf die Signora Roswitha: »Es ist nicht leicht, in unserer Größe auszuhalten. Hüman bleiben ohne äußeres Wachstum, weldi eine Aufgabe, weldi ein Beruf!«

Roswitha Raguna, die neapolitanische Sonnambule mit der gleichviel glatten wie zerknitterten Haut, sie, die ich auf achtzehn Lenze schätzte, nach dem nächsten Atemzug als achtzig-, womöglich neunzigjährige Greisin bewunderte, Signora Roswitha streichelte den eleganten, englisch zugeschnittenen Maßanzug des Herrn Bebra, schickte dann mir ihre kirschschwarzen Mittelmeeraugen, hatte eine dunkle Früchte versprechende Stimme, die mich bewegte und erstarren ließ. »Carissimo, Oskarmello! Wie versteh ich ihn, den Schmerz! Andiamo, kommen Sie mit uns: Milano, Parigi, Toledo, Guatemala!«

Ein Schwindel wollte mich überfallen. Die blutjunge uralte Hand der Raguna ergriff ich. Es schlug das Mittelmeer an meine Küste, Olivenbäume flüsterten mir ins Ohr: »Roswitha wird wie Ihre Mama sein, verstehen wird Roswitha. Sie, die große Sonnambule, die alle durchschaut, erkennt, nur sich selbst nicht, mammamia, nur sich selbst nicht, Dio!«

Merkwürdigerweise entzog mir die Raguna plötzlich und schreckhaft die Hand, kaum daß sie angefangen hatte, mich zu durchschauen und mit sonnambulemem Blick zu durchleuchten. Hatte mein vierzehnjähriges, hungriges Herz sie entsetzt? War ihr aufgegangen, daß Roswitha, ob Mädchen oder Greisin, für mich Roswitha bedeutete? Neapolitanisch flüsterte sie, zitterte, bekreuzigte sich so oft, als hörten die Schrecken, die sie mir ablas, nicht mehr auf, verschwand dann wortlos hinter ihrem Fächer.

Verwirrt verlangte ich Aufklärung, bat den Herrn Bebra um ein Wort. Doch selbst Bebra hatte trotz direkter Abstammung vom Prinzen Eugen die Fassung verloren, stammelte, und endlich verstand ich: »Ihr Genie, junger Freund, das Göttliche, aber auch das ganz gewiß Teuflische Ihres Genies haben meine gute Roswitha etwas verwirrt, und auch ich muß gestehen, daß eine Ihnen eigene, jäh ausbrechende Maßlosigkeit mir fremd, wenn auch nicht ganz unverständlich ist. Doch einerlei«, Bebra raffte sich auf, »wie Ihr Charakter auch beschaffen sein mag, kommen Sie mit uns, treten Sie auf in Bebras Mirakelstau. Bei einiger Selbstzucht und Beschränkung sollte es Ihnen möglich sein, selbst bei den heutzutage herrschenden politischen Verhältnissen ein Publikum zu finden.«

Ich begriff sofort. Bebra, der mir geraten hatte, immer auf Tribünen, niemals vor Tribünen zu stehen, war selbst unter Fußvolk geraten, auch wenn er weiterhin im Zirkus auftrat. So war er auch gar nicht enttäuscht, als ich sein Angebot höflich bedauernd ablehnte. Und Signora Roswitha atmete hörbar hinter dem Fächer auf und zeigte mir wieder ihre Mittelmeer Augen.

Wir plauderten noch ein Stündchen, ich ließ mir vom Kellner ein leeres Wasserglas bringen, sang den Ausschnitt eines Herzens in das Glas, sang schmöcklich gravierend rundlaufend eine Inschrift darunter: »Oskar für Roswitha«, schenkte ihr das Glas, bereitete ihr Freude, und Bebra zahlte, gab reichlich Trinkgeld, ehe wir gingen. Bis zur Sporthalle begleiteten mich die beiden. Ich wies mit dem Trommelstock auf die nackte Tribüne am anderen Ende der Maiwiese und — jetzt erinnere ich mich, es war im Frühjahr achtunddreißig — erzählte meinem Meister Bebra von meiner Laufbahn als Trommler unter Tribünen.

Bebra lächelte verlegen, die Raguna zeigte ein strenges Gesicht. Und als die Signora einige Schritte abseits stand, flüsterte mir Bebra Abschied nehmend ins Ohr: »Ich habe versagt, lieber Freund, wie könnte ich weiterhin Ihr Lehrer sein. Oh, diese schmutzige Politik!«

Dann küßte er mich wie vor Jahren, als ich ihm zwischen den Wohnwagen des Zirkus begegnet war, auf die Stim, die Dame Roswitha reichte mir eine Hand wie Porzellan, und ich beugte mich manierlich, für einen Vierzehnjährigen fast zu routiniert, über die Fin ger der Sonnambulen.

»Wir sehen uns wieder, mein Sohn!« winkte Herr Bebra, »wie auch die Zeiten sein mögen, Leute wie wir gehen sich nicht verloren.«

»Verzeihen Sie Ihren Vätern!« ermahnte mich die Signora, »gehören Sie sich an Ihre eigene Existenz, damit das Herz Ruhe bekommt und Satan Mißvergünigen!«

Es war mir, als hätte mich die Signora noch einmal, doch abermals vergeblich getauft. Weiche Satan — aber Satan wich nicht. Ich sah den beiden traurig und mit leerem Herzen nach, winkte, als sie in ein Taxi stiegen, dort gänzlich verschwanden; denn der Ford war für Erwachsene gebaut, sah leer aus und auf der Suche nach Kundschaft, als er mit meinen Freunden davonbrauste.

Zwar versuchte ich, Matzerath zu einem Besuch des Zirkus Krone zu bewegen, aber Matzerath war nicht zu bewegen, ganz gab er sich der Trauer um meine arme Mama hin, die er eigentlich nie ganz besessen hatte. Aber wer hatte Mama ganz besessen? Selbst Jan Bronski nicht, allenfalls ich, denn Oskar litt am meisten unter ihrer Abwesenheit, die seinen Alltag störte, sogar in Frage stellte. Mama hatte mich reingelegt. Von meinen Vätern war nichts zu erwarten. Meister Bebra hatte im Propagandaminister Goebbels seinen Meister

gefunden. Gretchen Scheffler ging ganz im Winterhilfswerk auf. Keiner soll hungern, keiner soll frieren, hieß es. Ich hielt mich an meine Trommel und vereinsamte gänzlich auf dünngetrommeltem, ehemals weißem Blech. Am Abend saßen Matzerath und ich uns gegenüber. Er blätterte in seinen Kochbüchern, ich klagte auf meinem Instrument. Manchmal weinte Matzerath und barg seinen Kopf in den Kochbüchern. Jan Bronski kam immer seltener ins Haus. Die Politik in Betracht ziehend, waren beide Männer der Meinung, man müsse vorsichtig sein, man wisse nicht, wie der Hase laufe. So wurden Skatrunden mit wechselnden dritten Männern immer seltener und wenn, dann nur zu später Stunde, alle politischen Gespräche vermeidend, in unserem Wohnzimmer unter der Hängelampe veranstaltet. Meine Großmutter Anna schien den Weg aus Bissau zu uns in den Labesweg nicht mehr zu finden. Sie grollte Matzerath, vielleicht auch mir, hätte ich sie doch sagen hören: »Maine Agnes, die starb, weil sie das Jertrommel nicht mä hätt vertragen megen.«

Wenn schon schuldig am Tod meiner armen Mama, klammerte ich mich dennoch um so fester an die geschmälte Trommel; denn die starb nicht, wie eine Mutter stirbt, die konnte man neu kaufen, vom alten Heiland oder vom Uhrmacher Laubschad reparieren lassen, die verstand mich, gab immer die richtige Antwort, die hielt sich an mich, wie ich mich an sie hielt.

Wenn mir die Wohnung damals zu eng wurde, die Straßen zu kurz oder zu lang für meine vierzehn Jahre, wenn tagüber sich keine Gelegenheit bot, den Versuch vor Schaufenstern zu spielen und am Abend die Versuchung nicht vordringlich genug sein wollte, um in dunklen Hauseingängen einen glaubwürdigen Versucher abgeben zu können, stampfte ich taktgebend die vier Treppen hoch, zählte hundertsechzehn Stufen, verhielt in jeder Etage, nahm die Gerüche wahr, die durch die jeweils fünf Wohnungstüren aller Stockwerke drangen, weil es den Gerüchen, gleich mir, in den Zweizimmerwohnungen zu eng wurde.

Anfangs hatte ich noch dam und wann Glück mit dem Trompeter Meyn. Betrunknen und auf dem Trockenboden zwischen den Bettlaken liegend, konnte er unerhört musikalisch in seine Trompète hauchen und meiner Trommel Vergnügen bereiten. Im Mai achtunddreißig gab er den Machandel auf, verriet allen Leuten: »Jetzt fängt ein neues Leben an!« Er wurde Mitglied im Musikkorps der Reiter-SA. Gestiefelt und mit geleiertem Gesäß, stocknüttern sah ich ihn fortan auf der Treppe fünf Stufen auf einmal nehmen. Seine vier Katzen, deren eine Bismarck hieß, hielt er sich noch, weil, wie man annehmen konnte, dann und wann dennoch der Machandel siegte und ihn musikalisch machte.

Selten klopfte ich beim Uhrmacher Laubschad an, einem stillen Mann zwischen hundert lärmenden Uhren. Solch übertriebenen Verschleiß der Zeit konnte ich mir allenfalls einmal im Monat leisten.

Der alte Heiland hatte noch immer seinen Kabuff auf dem Hof des Miethauses. Immer noch klopfte er krumme Nägel gerade. Auch gab es Kaninchen und Kaninchen von Kaninchen wie in alten Zeiten. Aber die Hören auf dem Hof waren andere. Die trugen jetzt Uniformen und schwarze Schlipse, kochten keine Ziegelmehlisuppen mehr. Was da heranwuchs, mich übernahmte, kannte ich kaum beim Namen. Das war eine andere Generation, und meine Generation hatte die Schule hinter sich, steckte in der Lehre: Nuchi Eyke wurde Friseur, Axel Mischke wollte Schweißer bei Schichau werden, Susi Käter lernte Verkäuferin im Kaufhaus Sternfeld, hatte schon einen festen Freund. Wie sich in drei, vier Jahren alles ändern kann. Da gab es zwar immer noch die alte Teppichklopfstange, auch stand in der Hausordnung: Dienstag und Freitag Teppichklopfen, aber das knallte nur noch spärlich und fast verlegen an den zwei Wochentagen: seit Hitlerys Machtübernahme gab es mehr und mehr Staubsauger in den Haushaltungen; die Teppichklopfstangen vereinsamen und dienten nur noch den Sperlingen.

So blieben mir alleine das Treppenhaus und der Dachboden. Unter den Dachpfannen ging ich meiner bewährten Lektüre nach, im Treppenhaus klopfte ich, wenn ich Sehnsucht nach Menschen hatte, an der ersten Tür links in der zweiten Etage. Mutter Truczinski machte immer auf. Seitdem sie mich auf dem Brenntauer Friedhof an der Hand gehalten und zum Grabe meiner armen Mama geführt hatte, machte sie immer auf, wenn Oskar mit seinen Trommelstöcken die Türfüllung besuchte.

»Nu trommel noch so laut, Oskarchen. Dä Häbert schläft noch besähen, weil er hat wieder ne scharfe Nacht jehabt und se müßten ihm bringen mit Auto.« In die Wohnung zog sie mich dann, goß mir Malzkaffee und Milch ein, gab mir auch ein Stück braunen Kandiszucker am Fäden zum Eintauschen und Lecken. Ich trank, lutschte am Kandis und ließ die Trommel ruhen.

Mutter Truczinski hatte einen kleinen runden Kopf, den dünne aschgrüne Haare so durchsichtig bespannten, daß die rosa Kopfhaut durchschimmerte. Die spärlichen Fäden strebten alle zum ausladendsten Punkt ihres Hinterkopfes, bildeten dort einen Dutt, der trotz seiner geringen Größe, er war kleiner als eine Billardkugel — von allen Seiten, sie mochte sich drehen und wenden, zu sehen war. Stricknadeln hielten den Dutt zusammen. Ihre runden, beim Lachen wie draufgesetzt wirkenden Wangen rieb Mutter Truczinski jeden Morgen mit dem Papier der Zichoriepackungen ein, das rot war und abfärbte. Sie hatte den Blick einer Mäus. Ihre vier Kinder ließen: Herbert, Guste, Fritz, Maria.

Maria war in meinem Alter, hatte die Volksschule gerade hinter sich, wohnte und machte die Haushaltslehre bei einer Beamtenfamilie in Schildlitz. Fritz, der in der Waggonfabrik arbeitete, sah man selten. Abwechselnd zwei bis drei Mädchen hatte er, die ihm das

Bett machen, mit denen er in Ohra auf der »Reitbahn« tanzen ging. Auf dem Hof des Miethauses hielt er sich Kaninchen. Blaue Wiener, die aber Mutter Truczinski versorgen mußte, weil Fritz bei seinen Freundinnen alle Hände voll zu tun hatte. Guste, eine ruhige Person, um die dreißig herum, war Serviererin im Hotel Eden am Hauptbahnhof. Immer noch unverheiratet wohnte sie wie alles Personal des erstklassigen Hotels im oberen Stockwerk des Eden-Hochhauses. Herbert endlich, der Älteste, der als einziger bei seiner Mutter wohnte — wenn man von gelegentlichen Übernachtungen des Monteurs Fritz absehen will —, arbeitete als Kellner in der Hafenvorstadt Neufahrwasser. Von ihm soll hier die Rede sein. Denn Herbert Truczinski wurde nach dem Tod meiner armen Mama, eine kurze glückliche Zeit lang, das Ziel meiner Anstrengungen; noch heute nenne ich ihn meinen Freund.

Herbert kellnerte bei Starbusch. So hieß der Wirt, dem die Kneipe »Zum Schweden« gehörte. Gegenüber der protestantischen Seemannskirche lag die, und die Gäste der Kneipe waren — wie die Inschrift »Zum Schweden« leicht erraten läßt — zumeist Skandinavier. Doch kamen auch Russen, Polen aus dem Freihafen, Stauer vom Holm und Matrosen der »gerade« zum Besuch eingelaufenen reichsdeutschen Kriegsschiffe. Es war nicht ungefährlich, in dieser wahrhaft europäischen Kneipe zu kellnern. Nur die auf der »Reitbahn Ohra« gesammelten Erfahrungen — Herbert hatte in jenem dritrangigen Tanzlokal gekellnert, bevor er nach Fahrwasser ging — befähigten ihn, über dem im »Schweden« brodelnden Sprachgewir sein mit englischen und polnischen Bröckeln versetztes Vorstadtplatt dominierten zu lassen. Dennoch brachte ihn gegen seinen Willen, dafür gratis, ein- bis zweimal im Monat ein Sanitätsauto nach Hause.

Herbert mußte dann auf dem Bauch liegen, schwer atmen, denn er wog an die zwei Zentner, und einige Tage sein Bett belasten. Mutter Truczinski schimpfte an solchen Tagen in einem Stück; während sie gleich unermüdlich für sein Wohl sorgte, dabei mit einer aus dem Dutt gezogenen Stricknadel jedesmal, nachdem sie ihm den Verband erneuert hatte, gegen ein verglastes Bildnis seinem Bett gegenüber tippte, das einen ernst und starr blickenden, fotografieren und reutüscherten, schmauzbärtigen Mann darstellte, der einem Teil jener Schnauzbärte glich, die auf den ersten Seiten meines Fotoalbums wohnten.

Jener Herr, auf den die Stricknadel der Mutter Truczinski wies, war jedoch kein Mitglied meiner Familie, sondern Herberts, Gustes, Fritzens und Marias Vater.

»Du erdest noch mal wie dein Vater jeendet, is«, stichelte sie dem schwer atmenden, aufstöhnenden Herbert ins Ohr. Doch nie sagte sie deutlich, wie und wo jener Mann im schwarzen Lackrahmen sein Ende gefunden oder womöglich gesucht hatte.

»Wä wartes denn diesmal?« wollte die grauhaarige Maus über verschränkten Armen wissen.

»Schwedens und Norske, wie immer«, wälzte sich Herbert, und das Bett krachte.

»Wie immer, wie immer! Tu bloß nich so, als wenn es immer nur die wären. Letztes Mal waren es welche von dem Schulschiff, wie heißes schon, nu sag doch, na, vonne »Schlageter«, was hab ich gesagt, und du redst mir von Schwedens und Norske!«

Herberts Ohr — ich sah sein Gesicht nicht — wurde rot bis hinter die Ränder: »Diese Heimis, immer die Presse aufreißen und dicken Mann markieren!«

»Laß sie doch, die Jungs. Was jeht das dich an. Inne Stadt, wenn man se sieht, wenn se Ausgang haben, sehen se immer ordentlich aus. Hast sie wohl wieder von deine Ideen mit Lenin erzählt, oder hast dir im spanischen Birjerkriech rein gemischt?«

Herbert gab keine Antwort mehr, und Mutter Truczinski schlorrte in die Küche zu ihrem Malzkaffee.

Sobald Herberts Rücken ausgeheilt war, durfte ich ihn ansehen. Er saß dann auf dem Küchenstuhl, ließ die Hosenträger über die blaubeutchten Schenkel fallen, streifte sich langsam, als ließen ihn schwierige Gedanken zögern, das Wollhemd ab.

Der Rücken war rund, beweglich. Muskeln wanderten unermüdlich. Eine rosige Landschaft, mit Sommersprossen besät. Unterhalb der Schulterblätter wucherte fuchsiges Haar beiderseits der im Fett eingebetteten Wirbelsäule. Abwärts kräuselte es, bis es in jenen Unterhosen verschwand, die Herbert auch im Sommer trug. Aufwärts, vom Rand der Unterhosen bis zu den Halsmuskeln bedeckten den Rücken vulstige, den Haarwuchs unterbrechende, Sommersprossen tilgende, Falten ziehende, bei Wetterschlag juckende, vielfarbige, vom Blauschwarz bis zum grünlichen Weiß abgestufte Narben. Diese Narben durfte ich anfassen.

Was habe ich, der ich zu Bett liege, aus dem Fenster blicke, die Wirtschaftsgebäude der Heil- und Pflegeanstalt und den dahinterliegenden Oberrather Wald, seit Monaten betrachte und dennoch gründlich übersehe, was habe ich bis zu diesem Tage anfassen dürfen, das gleich hart, gleich empfindlich und gleich verwirrend war wie die Narben auf Herbert Truczinskis Rücken? Es sind dieses die Teile einiger Mädchen und Frauen, mein eigenes Glied, das gipserne Gießkännchen des Jesusknaben und jener Ringfinger, den mir vor knapp zwei Jahren der Hund aus dem Roggenfeld brachte, den ich vor einem Jahr noch hüten durfte, in einem Einmachglas zwar und unantastbar, dennoch so deutlich und vollzählig, daß ich jetzt noch jedes Glied des Fingers spüren und abzählen kann, wenn ich nur zu meinen Trommelstöcken greife. Immer wenn ich mich an die Narben auf Herbert Truczinskis Rücken erinnern wollte, saß ich trommelnd, also trommelnd dem Gedächtnis nachhelfend, vor dem Weckglas mit dem

Finger. Immer wenn ich, was selten genug vorkam, dem Körper einer Frau nachging, erfand ich mir, von den narbenähnlichen Teilen einer Frau nicht ausreichend überzeugt, Herbert Truczinskis Narben. Aber genau so gut könnte ich sagen: Die ersten Berührungen jener Wülste auf dem weiten Rücken des Freundes verhiessen mir schon damals Bekanntheit und zeitweiligen Besitz jener Verhärtungen, die zur Liebe bereite Frauen kurzfristig an sich haben. Gleichfalls versprachen mir die Zeichen auf Herberts Rücken zu jenem frühen Zeitpunkt schon den Ringfinger, und bevor mir Herberts Narben Versprechungen machten, waren es die Trommelstöcke, die mir vom dritten Geburtstag an die Narben, Fortpflanzungsorgane und endlich den Ringfinger versprochen. Doch muß ich noch weiter zurückgreifen: schon als Embryo, als Oskar noch gar nicht Oskar hieß, verhielt mir das Spiel mit meiner Nabelschnur nacheinander die Trommelstöcke, Herberts Narben, die gelegentlich aufbrechenden Krater jungerer und älterer Frauen, schließlich den Ringfinger und immer wieder, vom Gießkännchen des Jesusknaben an, mein eigenes Geschlecht, das ich unentwegt, wie das launenhafte Denkmal meiner Ohnmacht und begrenzten Möglichkeiten, bei mir trage.

Heute bin ich wieder bei den Trommelstöcken angelangt. An Narben, Weichteile, an meine eigene, nur noch dann und wann stärkende Ausrüstung erinnere ich mich allenfalls über den Umweg, den meine Trommel vorschreibt. Dreißig muß ich werden, um meinen dritten Geburtstag abermals feiern zu können. Sie werden es erraten haben: Oskars Ziel ist die Rückkehr zur Nabelschnur; alleine deshalb der ganze Aufwand und das Verweilen bei Herbert Truczinskis Narben.

Bevor ich weiterhin des Freundes Rücken beschreibe und deutliche ich voraus, daß sich, bis auf eine Bißwunde am linken Schienbein, die ihm eine Prostituierte aus Ohra hinterlassen hatte, auf der Vorderseite seines mächtigen, kaum zu schützenden, also zielbreiten Körpers keine Narben befanden. Nur von hinten konnten sie gegen ihn an. Nur von hinten war er zu erreichen, nur seinen Rücken zeichneten die finnischen und polnischen Messer, die Foggenkniefe der Stauer von der Speicheinsel, die Segelmesser der Kadetten von den Schulschiffen.

Wenn Herbert zu Mittag gegessen hatte — dreimal in der Woche gab es Kartoffelfleisen, die niemand so dünn, fettarm und dennoch knusprig wie Mutter Truczinski backen konnte — wenn Herbert also den Teller zur Seite schob, reichte ich ihm die »Neuesten Nachrichten«. Er ließ die Hosenträger herunter, pelte sich das Hemd ab und ließ mich, während er las, seinen Rücken befragen. Auch Mutter Truczinski saß während dieser Fragestunden meistens am Tisch, ribbelte die Wolle alter Strümpfe auf, machte zustimmende oder abfällige Bemerkungen und versäumte nicht, von Zeit zu Zeit auf den — wie man annehmen kann — schrecklichen Tod jenes Mannes hinzuweisen,

der fotografiert und refouschiert hinter Glas, Herberts Bett gegenüber, an der Wand hing.

Die Befragung begann, indem ich mit dem Finger auf eine der Narben tippte. Manchmal tippte ich auch mit einem meiner Trommelstöcke.

»Drück nochmal, Jung. Ich weiß nich, welche. Die scheint heut' zu schlafen.« Dann drückte ich nochmals, nachdrücklicher.

»Ach die! Das war'n Ukrainer. Der hatte 'es mit einem aus Gdingen. Zuerst saßen sie wie de Brieder an einem Tisch. Und denn sagte der aus Gdingen zu dem anderen: Ruski. Das wätrug der Ukrainer nich, der alles meglidhe nur kein Ruski nich sein wollt'. Mit Holz warrer de Weichsel runterjekommen und vorher noch paar andere Flüsse, und nu hatter ne Menge Geld im Stiebel und hätt' auch schon den halben Stiebel voll beim Starbusch, rundenweise anlegt, als der aus Gdingen Ruski sagt, und' ich die beiden gleich darauf trennen muß, ganz sachte, wie das so meine Art ist. Und Häbert hat noch beide Hände voll zu tun, da sagt der Ukrainer Wasserpollack zu mir, und der Pollack, der tagsüber atiftem Bagger Modder hochhiewte, der hing mir'n Wort an, das sich wie Nazi anhörte. Ni, Oskarchen, du kennst ja den Häbert Truczinski: der vom Bagger, so blasser Heizertyp, lag schnell und verknauscht vor de Garderobe. Und grad wollt ich dem Ukrainer erklären, was der Unterschied zwischen nem Wasserpollack und nem Danziger Bowke ist, da pikte der mir von hinten — und das is de Narbe.«

Wenn Herbert »und das is de Narbe« sagte, blätterte er immer gleichzeitig, sein Wort bekräftigend, die Zeitung um und trank einen Schluck Malzkaffee, bevor ich auf die nächste Narbe drücken durfte, ein oder zweimal.

»Ach die! Das is man aber nur ne ganz bescheidene. Das war, als vor zwai Jahren etwa die Torpedobootflotille aus Pillau hier festmachte, dicke tat, »Blaue Jungs« spielte und de Märjellchen meschugge wurden. Wie der Schwimmel zur Marine jekommen ist, bleibt mir heute noch schleierhaft. Aus Dresden kam der, stell dir das vor, Oskarchen, aus Dresden! Aber du hast ja keine blasse Ahnung, was das heißt, wenn nen Mariner aus Dresden kommt.«

Um Herberts Sinne, die sich allzu beharrlich in der schönen Elbestadt Dresden ergüngen, von dort fortzulocken, um sie wieder in Neufahrwasser zu beheilmaten, stippete ich noch einmal die, wie er meinte, ganz bescheidene Narbe.

»Na ja, sagte doch schon. Warren Signalgast auffem Torpedoboot. Wollte mächtige Töne riskieren und nen ruhigen Schrotten, dem sein Kahn im Trockendock lag, auf de Schippe nehmen. Von wegen Chamberlain, Regenschirm und so. Ich riet ihm ganz ruhig, wie das so meine Art ist, son Jerede sein zu lassen, zumal der Schotte kain Wort verstand und immer nur mit Schnaps auf de Tischplatte malte. Und wie ich sag, laß das Jungchen, du bist hier nich bei Euch, sondern

beim Völkerbund, da sagt der Torpedofritze »Beutedeutscher« zu mir, das auf sächsisch, verstehste — und hatte gleich ein paar kleben, was ihm auch ruhig machte. Ne halbe Stunde später erst, ich bückt mir grade nach nem Gulden, der unterm Tisch jekullert war, und konnt nicht sehn, weil duster war unterm Tisch, da holt der Sächse sein Pikpik und macht ganz schnell pik!«

Lachend blättere Herbert in den »Neuesten Nachrichten«, sagte noch: »Und das is de Narbe«, schob dann die Zeitung der brummelnden Mutter Truczinski hin und machte Anstalten, aufzustehen. Schnell, bevor Herbeit aufs Klo gehen konnte — ich sah seinem Gesicht an, wo er hinwollte — schon drückte er sich an der Tischkante hoch, da tippte ich auf eine schwarzviolette, genähte Narbe, die so breit war, wie eine Skatkarte lang ist.

»Häbert muß auffem Klo, Jungchen. Nachher sag ich dir.« Aber ich tippte nochmals, strampelte, machte auf dreijährig; das half immer.

»Na scheen. Damit Ruh is. Aber ganz kurz nur.« Herbert setzte sich wieder. »Das war Weihnachten anno dreißig. Im Hafen war nischt los. Die Stauer lungerten an de Straßenecken und spuckten auf Länge. Nach de Mitternachtsmesse — wir hatten den Punsch grade fertig — kamen scheen sauber jekäimnt und in Blau und Lack die Schweden und die Finnen aus de Seemannskirche jegenieber. Ich ahn schon nichts Gutes, steh inne Tür von uns und seh mir die auffallend frommen Jesidhter an, denk, was spielen die so midde Ankerknöpfe, da geht es auch schon los: lang sind de Messer und kurz is de Nacht! Na, Finnen und Schweden hatten schon immer was voreinander iebing. Was aber Häbert Truczinski mit die zu tun hatte, weiß der Deibel. Dem beißt der Aff, denn wenn was los is, darf Häbert nich fehlen. Nix wie raus aus die Tür, und der Starbusch ruft noch: »Sieh dir vor, Häbert! Aber der hat ne Mission, der will dem Pfarrer, son klein Jungsker, grad frisch von Malmo jekommen, außem Seminar, und hat noch kein Weihnachten nich mitjemacht mit Finnen und Schweden inne selbe Kirche, dem will er also retten, unter die Arme greifen, damit er auch fein jesund nach Hause kommt, da hab ich, kaum daß ich dem Gottesmann am Tuch zu fassen kriege, das saubere Ding hinten schon drinnen und denk noch »Frost Neujahr, dabei hätten wir Heiligabend. Und wie ich wieder zu mir komm, da liegt ich schön bei uns auf de Theke und mein scheenes Blut läuft in de Biergläser gratis, und der Starbusch kommt mit seinem Pflasterkasten, vons Rote Kreuz und will mir den sogenannten Notverband anlegen.«

»Was mischte dir da auch rein«, ärgerte sich Mutter Truczinski und zog sich eine Stricknadel aus dem Dutt. »Dabei gelhete sonst nie nich inne Kirche. Im Gegenteil!«

Herbert winkte ab, ging, das Hemd mitschleifend, die Hosenträger hängen lassend, aufs Klo. Ärgerlich ging er, sagte auch ärgerlich: »Und das is de Narbe«, trat diesen Gang an, als wollte er sich von der Kirche und den mit ihr verbundenen Messerstedereien ein für allemal

distanzieren, als sei das Klo der Ort, auf dem man Friedenker ist, wird oder bleibt.

Wenige Wochen später fand ich Herbert wortlos und zu keiner Frage stunde bereit. Vergrämt kam er mir vor und hatte dennoch nicht den gewohnten Rückenverband. Vielmehr fand ich ihn ganz normal auf dem Rücken liegend im Wohnzimmer auf dem Sofa. Er lag nicht als Verletzter in seinem Bett und schien dennoch schwer verletzt zu sein. Seufzend hörte ich Herbert, Gott, Marx und Engels anrufen und verfluchen. Ab und zu schüttelte er die Faust in der Zimmerluft, ließ die dann auf seine Brust fallen, half mit der anderen Faust nach, und er behämmerte sich wie ein Katholik, der mea culpa ruft, mea maxima culpa.

Herbert hatte einen lettischen Kapitän erschlagen. Zwar sprach das Gericht ihn frei — er hatte, wie das in seinem Beruf oft genug vorkommt, aus Notwehr gehandelt. Der Lette jedoch blieb trotz des Freispruches ein toter Lette und belastete den Kellner zentnerschwer, obgleich es von dem Kapitän hieß: er war ein zierliches, obendrein magenkrankes Männlein.

Herbert ging nicht mehr zur Arbeit. Er hatte gekündigt. Oft kam der Wirt Starbusch, setzte sich zu Herbert neben das Sofa oder zu Mutter Truczinski an den Küchentisch, holte für Herbert eine Flasche Stobbes Machandel nullnull aus seiner Aktentasche, für Mutter Truczinski ein halbes Pfund ungebrannten Bohnenkaffee, der aus dem Freihafen stammte. Entweder versuchte er, Herbert zu bereden, oder er beredete Mutter Truczinski, ihren Sohn zu bereden. Aber Herbert blieb hart oder weich — wie man es nennen will —, er wollte nicht mehr kellnern, in Neufahrwasser, der Seemannskirche gegenüber, schon ganz und gar nicht. Überhaupt nicht mehr kellnern wollte er; denn wer kellnert, wird gestochen, und wer gestochen wird, schlägt eines Tages einen kleinen lettischen Kapitän tot, nur weil er sich den Kapitän vom Leibe halten will, nur weil er einem lettischen Messer nicht erlauben will, neben all den finnischen, schwedischen, polnischen, freistädtischen und reichsdeutschen Narben noch eine lettische Narbe auf dem kreuz und quer gepflügten Rücken eines Herbert Truczinski zu hinterlassen.

»Eher geh ich zum Zoll, als daß ich mir noch mal medht auf Kellnern in Fahrwasser einlassen«, sagte Herbert. Aber er ging nicht zum Zoll.

NIOBE

Im Jahre achtunddreißig wurden die Zölle erhöht, zeitweilig die Grenzen zwischen Polen und dem Freistaat geschlossen. Meine Großmutter konnte nicht mehr mit der Kleinbahn zum Langfuhrer Wochenmarkt kommen; ihren Stand mußte sie schließen. Sie blieb sozusagen auf ihren Eiern sitzen, ohne die rechte Lust zum Brüten zu haben. Im Hafen stanken die Heringe zum Hummel, die Ware

stapelte sich, und die Staatsmänner trafen sich, wurden sich einig; nur mein Freund Herbert lag zwiespältig und arbeitslos auf dem Sofa und grübelte wie ein edlern vergrübelter Mensch.

Dabei bot der Zoll Lohn und Brot. Grüne Uniformen bot er und eine grüne, bewachenswerte Grenze. Herbert ging nicht zum Zoll, wollte nicht mehr kellnern, wollte nur noch auf dem Sofa liegen und grübeln.

Aber der Mensch muß eine Arbeit haben. Nicht nur Mutter Truczinski dachte so. Obgleich sie es ablehnte, auf Geheiß des Wirtes Starbusch ihren Sohn Herbert zum abermaligen Kellnern in Fahrwasser zu bereden, war sie dennoch dafür, Herbert vom Sofa zu locken. Auch er hatte die Zweizimmerwohnung bald satt, grübelte nur noch rein äußerlich und begann eines Tages, die Stellenangebote in den »Neuesten Nachrichten« und, widerwillig genug, im »Vorposten« nach einem Schauerchen durchzusehen.

Gerne hätte ich ihm geholfen. Hatte ein Mann wie Herbert es nötig, außer der ihm angemessenen Beschäftigung in der Hafenvorstadt, anderen, behelfsmäßigen Verdiensten nachzugehen? Schauersuche, Gelegenheitsarbeit, faule Heringe vergraben. Ich konnte mit Herbert nicht auf den Mortlaubrüchen vorstellen, nach Möwen spuckend, dem Kautabak verfallend. Es kam mir der Gedanke, ich könnte mit Herbert ein Kompagnongeschäft ins Leben rufen: zwei Stündchen konzentrierte Arbeit einmal in der Woche oder gar im Monat, und wir wären gemachte Leute gewesen. Oskar hätte, durch lange Erfahrung auf diesem Gebiet gewitzt, Schaufenster vor beachtlichen Auslagen mittels seiner immer noch diamantenen Stimme aufgetrennt und gleichzeitig den Aufpasser gemacht, während Herbert, wie man so sagt, schnell bei der Hand gewesen wäre. Wir brauchten ja keine Schweißbrenner, Nachschlüssel, Werkzeugkiste. Wir kamen ohne Schlagring, Schießsais aus. Die »Grüne Minna« und wir, das waren zwei Welten, die sich nicht zu berühren brauchten. Und Merkur, der Gott der Diebe und des Handels, segnete uns, weil ich, im Zeichen der Jungfrau geboren, seinen Stempel besaß, den gelegentlich festen Gegenständen aufdrückte.

Es wäre sinnlos, diese Episode zu übergehen. Schnell sei also berichtet, doch kein Geständnis abgelegt: Herbert und ich leisteten uns während der Zeit, da er arbeitslos war, zwei mittlere Einbrüche in Delikateshandlungen und einen saftigen Einbruch in einer Kürschnererei: drei Blaufüchse, ein Seal, ein Persianermuff und ein hübscher, doch nicht übermäßig wertvoller Fohlenmantel, den meine arme Mama sicher gerne getragen hätte, waren die Beute.

Was uns veranlaßte, den Diebstahl aufzugeben, war weniger jenes unangebrachte, doch dann und wann drückende Schuldgefühl, als vielmehr die wachsenden Schwierigkeiten beim Flüssigmachen der Beute. Herbert mußte, um das Zeug vorteilhaft loszuschlagen zu können, wieder nach Neufahrwasser, denn nur in der Hafenvorstadt saßen die brauchbaren Mittelsmänner. Da ihn jedoch jene Örtlichkeit immer